

Die Gefährtin im Raffiakleid

Autor(en): **Morand, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **36 (1946)**

Heft 32

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647329>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jedem seine Sommerfreude



Es geht Ihnen doch auch so: Bei schönem Wetter ist man gut aufgelegt. Und wenn man dabei noch frei hat, wenn man seinen Spaziergang, seinen Ausflug, seine Ferien in der Sonnenzeit macht, dann ist das Glück doppelt und dreimal so gross. Denn dann entdeckt man, dass trotz Griesgram und Einerlei des Alltags die Welt doch so wunderschön und reich ist und sich von dem trüben Geschehen der Zeit keinen Deut beeinflussen lässt. Nun, die Natur muss den Kopf hochhalten, sonst würden wir vergessen, zum Himmel aufzusehen, wenn das Leben uns mit Schwerem aufwartet.

Der Sommer verjüngt. Seht doch einmal hin, wenn sich die Leute im Bade tummeln. Man kann gross und klein kaum mehr unterscheiden. Sie werden alle wie die Kinder. Und das gleiche geschieht, wenn sich ein paar Leutchen zum Wandern aufmachen. Auf goldiger Höhe, in frischer Bergluft lösen sich alle Zungen, die steifsten und ungemütlichsten Leute werden freundlich und froh und beginnen zu plaudern, wenn nicht gar zu singen und erst, wenn sie sich wieder eine Weile im Tal unter Ihresgleichen bewegen, verwandeln sie

sich oft wieder ins Blümchen «Rühr-mich-nicht-an».

Braun werden ist nicht nur Modesache, ein in der Sonne gebrannter Körper, der durch Wasser, Sonnenschein und frische Luft «gegerbt» worden ist, hat Gelegenheit geboten, durch Tiefenstrahlung den Blutkreislauf und, die Organe zu beleben. Wir legen uns an die Sonne und werden froh und müde und faul. Und wir dürfen es sein, weil in dieser Zeit etwas in uns schafft, und zwar die Gesundheit. Sie holt auf, und wir brauchen nichts dabei zu tun, als ihr genügend Zeit dazu zu lassen. Schon stellt sich der gesunde Schlaf, der gute Appetit, die frische Rötung, die braune Farbe ein, und wir helfen noch ein bisschen dazu, indem wir Sonnenöl und Cremen aufschmieren, und viele kurze Sonnen- und Wasserbäder nehmen. Denn die Sonne ist stark und eine langanhaltende, zu starke Bestrahlung erregt zu sehr auf einmal und kann uns schaden. Man kann auch daheim im Garten sonnenbaden. Dabei schadet es bestimmt nicht, wenn wir uns, leicht bekleidet, mit Sonnenbrillen und Kopftuch behaftet, im Garten betätigen: Unkraut zupfen, giesen, jäten usw. Vielleicht ergibt es sich, dass wir, im leichten, bunten Sommerkleidchen einen Spaziergang über die Wiesen machen und Bauern beim Früchteauflesen antreffen. Die Arbeitskräfte, die ihnen zur Verfügung stehen, sind heute, trotz Landdienstpflicht, sehr gering, und die Bäuerin hat stets ein Uebermass an Arbeit. Sonnenkult und Bauernhilfe passen aber sehr gut zusammen. Und unsere Bäuerin sagt sicher nicht nein, wenn wir uns bereit erklären, ihr ein wenig zu helfen, «weil es ja in Einem geht», weil man sich dabei «sönneln» und doch auch helfen kann.

Freilich, manchmal haben wir es nötig, an die Sonne zu gehen und einmal ganz mit

uns allein zu sein. Wir setzen uns unter einen Baum oder auf ein Bänklein im Schatten und lassen in der Erinnerung einmal alles vorübergehen, was uns beschäftigt und besorgt hat. Auf einmal sieht hier, im hellen Sonnenschein, die ganze Sache nicht mehr so schwer aus. Man kann auch in Ruhe überlegen und wird finden, dass es keinen Sinn hat, den Kopf hängen zu lassen. Der Falter, der an uns vorbeifliegt, die Grille, die sorglos im Grase singt, der Vogel, der sich sein Würmchen holt, der Wind, der die Wolken vorbeijagt, sie alle sagen es uns: «Auch du gehörst in diese Welt, in die Natur, zu Gottes Schönheit dieses Erdengartens.



Auch für dich ist gesorgt, auch dein ist diese Welt. Und es wird uns leichter und froh ums Herz, und das Gemüt bekommt wieder einmal Nahrung. Und langt es immer noch nicht, können wir immer noch nicht froh werden, so singen wir doch ein Liedchen vor uns hin, eines aus der schönen Jugendzeit, eines, das vielleicht die Mutter mit uns sang und schaffen wir so wieder ein bisschen Heimatluft. Nach dieser gelüftet es doch jeden Menschen, und er trachtet unbewusst, es wieder einmal so zu haben und zu halten, wie es daheim war. Geht hinaus in den Sommertag und versucht es auf diese Weise: Es geht bestimmt, und was Ihr heimbringt, ist ein frohes Herz und leichtere Gedanken. I.

Die Gefährtin im Raffiakleid

VON PAUL MORAND

Deutsch von H. und L. Schmidt-Ellrich

Man hatte von Schlangengiften gesprochen, dann von Giften überhaupt.

In unsern weissen Rohrsesseln auf Sumatra liegend, genossen wir jene schwärzliche Stunde, die dahinfließt zwischen Sonnenuntergang und der Ankunft der Stechmücken unter dem übermässig langen Schutzdache eines jener Eingeborenenhäuser, bedeckt mit den Fasern des Palmens.

«Die Vergiftung», sagte van Broek «ist das malaiische Verbrechen par excellence, mysteriös, grausam, immer von Erfolg gekrönt. Es gibt auf diesen Sunda-Inseln wundersame Pflanzengifte, von denen die Abderne Wissenschaft noch keine Ahnung hat. Sogar die Chinesen, die ja alles lange vor uns entdeckt haben, vom Schiesspulver bis zum Kommunismus, sind Kinder in dieser Materie im Vergleich zu den Malaien. Vielleicht kennen Sie die jenseitigen Giftbäume von Java in den trostlosen Tälern, dieses rötlichen Wachs, mit dem die Eingeborenen waffen überstrichen sind, das den Starrkrampf hervorruft und, indem es die Atmung unterbindet, die Erstickung erreicht? Sie haben ohne Zweifel die seltsame Wirkung des Stechapfels gesehen, wenn der giftige lange seine Hände betrachtet, bevor er stirbt? ... Jedes Gift hat seine besonderen Symptome, hat sozusagen seine eigene Persönlichkeit. Die eine vernichtet Sie auf der Stelle, treibt Ihnen den Schaum auf die Lippen, und das Leben verlässt, andere verwüsten Sie langsam, schweigend; sie brauchen Jahre, um zu wirken, im sechzehnten Jahrhundert gab man ihnen den schönen Namen «Gifte auf Sicht». Lassen Sie mich erzählen, wie ich erfuhr, dass sie auch heute noch im Gebrauch sind.

Einer meiner Freunde, Europäer, grosser, dänischer Riese, geschwächt durch all jene Gerechtigkeiten der Okzidents, was ein Verweilen im Orient noch schwächer gestaltet, es ohnehin ist, wenig gemacht worden hin für die Gefahren dieser verlorren Berge, lebte im Lande Atjeber, wo er Guttapercha anbaute. Man könnte glauben, dass ihm das gefiele, denn er wies ein Avancement zurück, das ihm seine Gesellschaft bot. Eine Reise, die mich vor zwei Jahren in sein Gebiet führte, erklärte mir alles: er lebte mit einer Atjeberfrau zusammen.

Die Geister der schmerzreichen Welt, an die die Eingeborenen glauben, hatten sie sich während der Nacht in seinen offenen Mund gelassen, um seinen Willen zu fressen? Die Frau — ich habe sie kennengelernt — hatte wunderbar ausdrucksvolle Augen. Ihre Gattin, ihr Gang, wie sie in der Hütte herschritt, waren durchdrungen von der Majestät einer Gattin, die das ganze Bewusstsein ihrer Macht hat. Kaum je liess sie uns allein, auch abends nicht, wenn wir uns beim



Haus- und Feldgarten

Wegleitung für die erste Hälfte August

Wir pflegen die Julisaaten.

Sie werden jetzt so weit fortgeschritten sein, dass sie *erdünnt* werden müssen, und zwar:

10 cm: Karotten;

20 cm: Winterrettich;

30 cm: Salat, Lattich, Endivien, Knollenfenchel, chinesischer Kohl, Herbstrüben.

Hast du im Juli noch *niedere Erbsen* ausgesät, so musst du sie wöchentlich einmal mit Gesarol oder Pirox durchstäuben, sonst erkranken sie am falschen Mehltau und gehen zugrunde.

Sollte im August eine Trockenheitsperiode eintreten, so müssen die Gemüse begossen werden. Ueber das *Giessen* merke dir folgendes:

1. Nicht zu oft, aber dafür *gründlich*.

2. Nur das *Giessen* in *gelockertem* Boden ist wirksam; denn je tiefer das Wasser in den Boden eindringen kann, desto andauernder ist die Wirkung.

Um diesen beiden Forderungen gerecht zu werden, giessen wir wie folgt:

a) *Saaten und Reihenpflanzungen*: Wir gehen rasch, aus der Kanne *brausend*, von Beet zu Beet, denn es darf nicht schwemmen; das Wasser muss von der Erde rasch verschluckt werden können. Dann beginnen wir wieder von vorne und wiederholen diese Prozedur so manchmal, bis der Boden gesättigt ist. Am folgenden Tage muss wieder gelockert werden; das darf man ja nicht vergessen!

b) *Einzelne Pflanzen und Bohnenstauden*. Wir machen eine Grube um sie herum und füllen sie so oft mit Wasser, bis es nicht mehr geschluckt wird. Nach dem letzten Versickern decken wir die Gruben wieder mit trockener Erde zu. Nur ein solches *Giessen* hat Wert und ist von längerer Wirkung.

Die *Schädlingsbekämpfung* geht weiter. Die *Lauchmotte* macht sich schon wieder bemerkbar. Zur Bekämpfung musst du die Pflanzung sofort mit Gesarol durchstäuben oder durchspritzen. Sollte, wenn du aus den Ferien zurückkommst, deine Lauchpflanzung arg verwüstet sein, dann hilft nur noch *Operation*: Du stuzest die Pflanzen stark zurück und verbrennst die Abfälle; dann musst du in das Herz hinein Gesarol stäuben oder spritzen — Die weisse, sehr lästige *Kohlmotte* vernichtest du, indem du die Kohlpflanzen mit Gesarol durchstäubst. Der *Sellerie* muss auch weiterhin mit kupferhaltigen Präparaten bespritzt werden. — Gegen die *Engerlinge* ist noch kein Kraut gewachsen. Immerhin, wenn du leere Beete hast, so musst du sie, entgegen der Regel, dass solche Beete nur durchlockert werden, in diesem Spezialfalle umgraben und alle Engerlinge vernichten. Und ein Zweites soll sich der Pflanzner merken: Nie eine Pflanzung auf ein Stück anlegen, das im Flugjahr Rasen war; denn die Käferweibchen legen ihre Eier nur dort, wo schützender Schatten ist (Rasen, Erdbeeren, ausdauernde Blütenstauden, Winterfreilandsaaten). Dort würde ich im Flugjahr während der Nacht Tücher spannen.

Aussaaten: Kresse, Schnittsalat, Monatrettich, zur Ernte im September.

Wir *verpflanzen* den *Lauch*, den wir im Juni ausgesät haben auf 5/20 oder auf 20 cm an Beetränder. Er kann dann ab Mai/Juni des folgenden Jahres geerntet werden als willkommener Anschluss an den um diese Zeit verbrauchten überwinternten Lauch.

Bei der *Bohnernte* musst du gut aufpassen, dass es keine Gewichts- und Qualitätsverluste gibt; du musst also die *Länge der Hülsen* im ertreifenden Zustände kennen, nämlich:

8—10 cm: fr. Juli, mfr. Posthörnl;

10—12 cm: fr. Ohnegleichen, mfr. Klosterfrauen, sp. Wachs-Rheingold, mfr. Meuch, sp. Italiener;

12—15 cm: mfr. Berner Butter, sp. Landfrauen;

20 cm: mfr. Phaenomen, mfr. Roosevelt, mfr. Wettertrotz, mfr. blauhülsige Speck

G. Roth

Plaudern verspäteten, unsere Beine von Säcken umhüllt, um Schnakenstiche zu vermeiden. Dann schlug sie, auf dem Boden sitzend, mit der Hand einen Tambour und bewegte ihren schönen Fettschopf, dessen Ohren geschmückt waren mit riesigen Soebangs aus massivem Silber, die infolge ihres Gewichtes die Ohrläppchen verlängern bis fast auf die Schultern hinab. Sie musste wohl diesen Atjehcharakter haben: verschlossen, stolz, rachsüchtig, grausam und, bei Gelegenheit, auch blutdürstig. Die Grausamkeit der Atjeh ist sprichwörtlich im Archipel, wo die unsühnbare Vendettas immer wieder die Clane dezimieren. Trotz Bereitschaft zur Unterwürfigkeit, die nur Schein ist, hasst der Atjemensch glühend die Europäer, von denen er sagt, sie seien geboren aus der Paarung einer Frau mit einem Hund.

Umgeben von diesen Kautschukbäumen mit den Wurzeln in der Luft, wie Tintenfische, gierige Polypen, die sich auf ihre Beute senken, sah mein Däne und ich zu unsern Füßen das Dorf der Kampher- und Guttasucher. Dort also verbrachte mein Freund seine einsamen Tage — die er so friedlich wähnte, deren Gefahr ich aber erriet. Ich tat alles, um ihn zur Abreise zu bewegen. «Du wirst das», sagte ich, «später teuer bezahlen. Noch fünf Jahre ohne Europäische Länder und Höhen, ohne sich wieder einzutauchen in abendliche Zivilisation — und du bist ein erledigter Mann!»

«Bedränge mich nicht!» antwortete er. «Der geräuschvolle, blutarme, veräucherte Okzident dort ist mir verhasst; er wäre mir gewiss fataler als diese Breiten hier... Nein, habe mir, ich halte überhaupt nicht auf diese Frau. Ich habe sie an mein Haus gefesselt, weil sie schön anzusehen ist, und um ihr eine harte Behandlung der malaisischen oder chinesischen Schieber zu ersparen. Sie ist sanft, wehrlos und hilflos, und ich werde mich von ihr trennen, wann ich will. Aber der Augenblick dazu ist noch nicht gekommen. Im übrigen widerstrebt es mir, sie weisein zu sehen. Und ausserdem, mir scheint, ich kann diese Hütten wirklich nicht mehr entbehren, diese bizarren Taubenhäuser mit den Gellormorgendliche Geräusch des Stössens im Reismörser, das Glücken des frischen Wassers in den hohlen Bambusrohren — und diese so bevölkerten Nächte mit dem monotonen Geplapper von Koranversen. Nein, dieses Land bekommt mir wundervoll... Du glaubst es mir nicht? Ich will dir ein Geständnis machen:

Einmal, vor Monaten, bin ich abgereist, um mich nach Europa zu begeben. Entschlossen zur Heimkehr lag es mir in der Absicht, mich in Kopenhagen zu verheiraten, hatte ich meine Gefährtin im Raffiakleid dieses Bekundeten und, zum Zeichen, dass ich auf alle meine Rechte auf sie verzichten müsste, eine erloschene Fackel geschickt. Ich reiste also ab, ohne Familienzenen, ohne ein Heulen. In dessen, als ich an Bord des Dampfers war, der mich heimführen sollte, begann sich merkwürdigerweise meine Gesundheit zu verändern. Ich hatte wohl die Gewohnheit verloren, unter

so vielen Europäern zu leben. In Ceylon bekam ich Schwindelanfälle; in Aden hatte ich Erbrechen, in Suez Fieber. Ich fühlte, dass ich Dänemark nicht erreichen würde. Das Unsichtbare rang mich zu Boden. Die Dämonen riefen mich zurück, wider meinen Willen, in das Land Atjeh. Aerzte in Aegypten rieten mir, so rasch wie möglich in die Schweiz zu gehen. Ich hörte nicht auf sie und nahm einen Dampfer wieder in umgekehrter Richtung. Und siehe da, von Stund an, da ich in diese Pfahlhütte zurückgekehrt war, stellte sich meine Gesundheit wie durch Verzauberung wieder her. Was die Zivilisation nicht vermocht hatte für mich, dieses bescheidene eingeborene Leben brachte es zustande. Schon in Singapur übriggens hatte ich Nachrichten gehobt von meiner Gefährtin: sie hatte mir poste restante eine Haarlocke und einen Knochen gesandt, Zeichen der Treue im Atjehlande! Hausfraulich und dennoch begehrenswert, so fand ich sie wieder, um mein Haus streichend wie der Büffel um die Zuckerröhre... .

Diese Worte meines Freundes damals machten mir Sorge», fuhr van Brok fort. «Von meiner Reise ins Innere zurückgekommen nach Batavia, quälte es mich, diesen schönen, jungen Wiking so versinken zu sehen und Fuss zu verlieren. Ich setzte mich, ohne sein Wissen, mit dem Direktor der Gesellschaft, die er vertrat, in Verbindung, und erreichte, dass der Mann, ohne vorher gefragt zu werden, nach Madagaskar geschickt wurde...»

Hier entstand eine kleine Pause.

«Er wird», sagte schliesslich ernst ein anderer Gast, Sir Eroll Dennys, der eine medizinische Autorität in der indischen Armee ist, «—er wird nicht lange dortbleiben, Ihr Däne. Er wird entweder zurückkehren zu jener Frau — oder aber sterben... falls das nicht schon geschehen ist...»

«Wie können Sie denn das wissen?» fragte, verwundert, van Brok. «Sagen Sie, woher wissen Sie das! Gerade heute habe ich aus Tananarive die telegraphische Nachricht bekommen, dass er tatsächlich gestorben ist. — Selbstmord? Schleichendes Gift?»

«Schleichendes Gift! Hier haben Sie meine posthume Diagnose», sagte abschliessend der britische Offizier. Ich habe lange genug in jenen Gebieten gelebt, um da Bescheid zu wissen. Das ist eine alte Sitte der Frauen im Atjehlande, verstehen Sie, eine Versicherung zu nehmen — nicht auf das Leben, sondern auf den Tod dessen, den sie lieben. Sobald es ihnen nur möglich ist, geben sie ihrem Gefährten ein Gift ein, wobei sie, wohlüberlegt, Sorge tragen, dessen Wirkung aufzuschieben: indem sie nämlich periodisch ein Gegengift verabreichen. Dieses Gegengift wird allgemein in jenen Kräutern genommen, die man mit dem Curry kocht. Alles geht gut, vorausgesetzt nur, dass man sich nicht entfernt... Wenn man aber, wie Ihr Freund, von der Lust zum Reisen gepackt wird, wenn man sich unterfängt, die liebende Frau zu verlassen — dann, meine Freunde, wirkt allein noch das Gift. Niemand ist dann da, um einem das Contra zu geben, und man zögert nicht, in die andere Welt einzugehen. Chinchin!»